Nr. 222. Sonntag, den 22. September 1912. 26. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“ und „Die arbeitende Jugend“) durch die Post bezogen ohne Bringegeld monatlich M. 1,20, vierteljährlich M. 3,60; durch die Kolporteure wöchentlich 30 ₰ frei ins Haus. Einz. Nr. 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage „Die Neue Welt“ 10 ₰. Kreuzbandsendungen monatlich M. 2,70, für das Ausland monatlich M. 4,—.

Redaktion: Fehlandstraße 11, 1. Stock. Hamburg 36 Expedition: Fehlandstraße 11 Erdgeschoß.
Verantwortlicher Redakteur: C. Döring in Hamburg.

Anzeigen die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 ₰, **Arbeitsmarkt, Vermietungs-** und **Familienanzeigen** 20 ₰. **Anzeigen-Annahme** Fehlandstr. 11, Erdgeschoß (**bis 5 Uhr nachmittags**), in den Filialen, sowie in allen Annoncen-Bureaus. Platz- und Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit. Reklamen im redaktionellen Teil werden weder gratis noch gegen Entgelt aufgenommen. Buchhandlung und Buchdruckerei-Kontor: Fehlandstr. 11, Erdgeschoß.

Filialen: **St. Pauli**, ohne Amandastraße, bei Franz Würzberger, Annenstr. 17. **Eimsbüttel, Langenfelde** bei Carl Dreyer, Fruchtallee 42. **Hohelukt, Eppendorf, Groß-Borstel** und **Winterhude** bei Ernst Großkopf, Meldorferstr. 8. **Barmbeck, Uhlenhorst** bei Theodor Petereit, Heinrich Hertzstr. 145. **Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn, Schiffbeck** und **Billwärder** bei Carl Oriel, Baustr. 26 **Hammerbrook** bis Ausschläger Billdeich bei Rud. Fuhrmann, Süderkaistr. 18. **Rotenburgsort** und **Veddel** bei Th. Reimer, Lindleystr. 85. **Wilhelmsburg** bei H. Möller, Schulstr. 13. **Eilbeck, Wandsbeck, Hinschenfelde** und **Ost-Barmbeck** bei Franz Krüger, Kurze Reihe 34. **Altona** bei Friedr. Ludwig, Bürgerstr. 22. **Ottensen, Bahrenfeld** bei Joh. Heine, Bahrenfelderstr. 129.

Hierzu vier Beilagen und das Illustrierte Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt“.

Der politische Kampf in Ungarn.

Die wüsten Szenen, die sich im ungarischen Abgeordnetenhause abgespielt haben, sind, obwohl angekündigt, doch einigermaßen überraschend gekommen. Gerade weil im Sommer derlei Faustkämpfe an der Tagesordnung waren, durfte man glauben, daß beide Teile — die besiegte Opposition wie die gewalttätige Regierung — eine Wiederholung des sie in gleicher Weise kompromittierenden Faustkampfes nicht mehr riskieren würden. Es ist anders gekommen! Wieder haben Polizisten Abgeordnete aus dem Saale geschleppt und wieder ist die sozialdemokratische Arbeiterschaft auf die Straße gestiegen. Heute ist es aller Welt klar: Ungarn steht unmittelbar vor einer Entscheidung. Sicher aber auch ist es, daß das Proletariat auch in diesem Lande als eine der stärksten Triebkräfte der politischen, damit aber auch der sozialen und kulturellen Entwicklung angesehen werden muß. Das lenkt naturgemäß auf die Frage nach dem Stande der Wirtschaft und speziell der Industrie in Ungarn hin, dessen politische Wirren nur unter diesem Gesichtswinkel zu verstehen sind.

In dieser Beziehung sei vor allem festgestellt, daß seit dem Jahre 1870 das reine Vermögen des Staates um 371,54 Prozent, das Immobiliarvermögen um 514 Prozent, die Schulden aber um 625 Prozent gewachsen sind. Dabei ist Ungarn auf fast allen Gebieten des kulturellen Lebens rückständig. Denn während sogar in dem verpfafften Oesterreich die Zahl der Volksschulen um 50,92 Prozent, die der Lehrer um 182,97 Prozent gestiegen ist, haben sich diese mächtigen und wichtigsten Erwecker der Volkswirtschaft in Ungarn bloß um 21,35 bezw. 84,71 Prozent vermehrt.

Was nun die Produktion, und zwar zunächst die landwirtschaftliche, anbelangt, so umfaßte in den siebziger Jahren das Ackerland nur 34 pZt. des Gesamtgebietes, 1907 war es auf 42 pZt. gestiegen. Das Brachland hat um 1,5 Millionen Katastraljoch abgenommen. Der Wert des Grundbesitzes ist um 7,5 Millionen Kronen, der Wert des Viehexportes ist um 546 pZt., der Durchschnittsertrag eines Hektars Getreidebodens um 73 pZt. gestiegen. Was das Gewerbe betrifft, so hat die Zahl der Gewerbetreibenden um 70 pZt., die kaufmännische Bevölkerung um 115 pZt., die im Verkehrsdienst stehende Bevölkerung um 379 pZt. zugenommen — weit mehr als in Oesterreich, wo die diesbezüglichen Zahlen 32,1, 51,6 und 102 pZt. betragen. Ungarn beeilt sich also, der österreichischen Reichshälfte mit Doppelschritten nachzukommen. Trotzdem ist die Auswanderung eine starke und hat sich seit 1891 mehr als versechsfacht, wie von offiziöser Seite zugegeben wird: nicht bloß wegen des Mangels an Arbeitsgelegenheit, sondern auch wegen des Ueberwiegens des Großgrundbesitzes („unglückliche Besitzverhältnisse“, meinte kürzlich der ehemalige Staatssekretär Szterenyi) und der Unzulänglichkeit („Ungleichmäßigkeit“) der Löhne. Man tröstet sich freilich damit, daß dafür jährlich von den Ausgewanderten 200 Millionen Kronen zurückfließen, was die schädlichen Folgen der Auswanderung abschwäche. Aber wie schwach dieser Trost ist, wie sehr die Verarmung der Bevölkerung fortschreitet, beweist u. a. das erschreckende Anwachsen der Hypothekarverschuldung des (kleineren und mittleren) Grundbesitzes, die seit 40 Jahren um fast 1000 pZt. gestiegen sein soll. Was nützt es da, daß der Grundwert sowie die übrigen Werte, die der Realobjekte, der Sparkasseneinlagen, der im Inlande angesammelten Staatspapiere gleichfalls stark gestiegen sein sollen? Den 4 Milliarden Hypothekardarlehen stehen nur 3,3 Milliarden Sparkasseneinlagen gegenüber, wobei natürlich ganz davon abgesehen wird, daß der Kapitalisierungsprozeß sich lediglich auf die Handvoll Besitzenden beschränkt.

Die Entwicklung der Produktion wird durch folgende Daten illustriert: Die Produktion in Eisenerz nahm zu um 418,1 pZt. (in Oesterreich um 169,85 pZt.), Roheisen um 253,94 pZt. (Oesterreich: 338,70 pZt.), Bier um 145,08 pZt. (Oesterreich: 119,48 pZt.), Zucker um 227 pZt., Mehl um 431,9 pZt. Ebenso weisen andere Industriezweige, zumal solche, die mit der Landwirtschaft zusammenhängen, eine vermehrte Erzeugung auf. Die Regierungen Ungarns haben denn auch systematisch an der Entwicklung der Industrie gearbeitet. In dem Zeitraum 1899—1909 sind mit Staatssubventionen 181 neue Fabriken geschaffen, 156 bestehende erweitert worden. Die Jahreserzeugung dieser Fabriken beläuft sich auf 200 Millionen Kronen. Die Kosten dieser Förderung beliefen sich auf 50 225 200 Kronen, wovon, da sich die Auszahlung der bewilligten Subventionen meist auf 8 Jahre verteilt, nur 19 652 680 Kronen geleistet werden. Es sind dies Liebesgaben, die zur Korrumpierung gewisser Kreise von der jeweils herrschenden Clique verliehen werden. Hand in Hand damit geht die ärgste Ausbeutung der Arbeiter, deren Vogelfreiheit die für die Kapitalisten wertvollste staatliche Liebesgabe ist. Daß unter solchen Umständen der „Nationalreichtum“, das ist das Vermögen der herrschenden Klassen, rasch wächst, ist leicht einzusehen. Demgemäß erstarkt in Ungarn auch mehr und mehr die Großindustrie, wie das Anwachsen der Aktiengesellschaften beweist, die seit 1905 bis 1909 von 393 auf 632 mit 937 gewerblichen Betrieben stiegen, wozu noch Bergwerks- und Hüttenunternehmungen, Handels- und Verkehrsunternehmungen u. a. kommen (im Jahre 1911 ihrer 374). Kurz, die Industrialisierung Ungarns schreitet rapid vorwärts.

Das hatte natürlich die Bildung einer bereits sehr mächtigen Bourgeoisie und eines Proletariats zur Folge, die nun gleichfalls ihren Anteil an der Gesetzgebung heischen. Die aber wird zurzeit noch vollständig von dem Keinadel (Gentry) und Großgrundbesitz beherrscht, welche von ihrem Privilegium den rücksichtslosesten Gebrauch machen. Deren agrarische Interessen dominieren; daneben noch die Interessen des großen Industriekapitals und der Bureaukratie. Und nun fühlen diese feudalen Junker mit ihren Verbündeten, daß sie ihre Alleinherrschaft nicht länger aufrechterhalten können, daß sie vielmehr ihre Macht mit den nachdrängenden Massen teilen sollen. So ist das Problem, wie sie dabei besser wegkommen, für sie zum Zankapfel geworden. Es ist der Kampf einer Junkerclique gegen die andere! Man darf sich nur nicht durch die demokratischen Allüren derer um Justh und Apponyi täuschen lassen. Sie meinen es mit dem rechtlosen Teile des Volkes genau so „ehrlich“ wie jene um Tisza und Lukacs. Jenen gesellt sich auch der Heerbann des römisch-katholischen Klerikalismus, der Morgenluft wittert und immer dort zu finden ist, wo er seine Interessen besser gewahrt glaubt und die günstigeren Aussichten für die Zukunft erblicken kann. Die Zukunft aber gehört in Ungarn den Parteien, die die Wahlreform anstreben und sie demokratisch gestalten wollen. Das aber ist in Ungarn bei den Arbeitern und denjenigen der Fall, denen sie überhaupt zugute kommen soll: den nichtmagyarischen Nationalitäten. Rumänen und Serben insbesondere, die von den Magyaren am meisten unterdrückt werden, will die katholische Kirche, obzwar jene vorwiegend dem griechischen Bekenntnis angehören, beizeiten sich geneigt machen. Darum gebärdet sie sich demokratisch und tolerant, darum tut sie, als ob sie die Vertreterin des wahren nationalen Ungartums wäre. Darum auch geht sie jetzt Hand in Hand mit den Achtundvierziger Parteien, mit Kossuth und Justh.

Ihnen gegenüber steht die Regierung, die sich auf die sogenannte Arbeitspartei stützt. In ihr konzentriert sich die andere, calvinistische Adelsclique nebst ihren Hörigen aus den Kreisen der Großbourgeoisie. Sie hat dem Wiener Hof die Wehrgesetze apportiert, und der Hof muß sie deshalb protegieren. Er braucht sie auch jetzt noch, da die Tagung der Delegationen vor der Türe steht und in dieser ein Krakeel von wegen der in diesen kritischen Zeitläuften so notwendigen Reputation höchst peinlich wäre. Darum wurde die Opposiion, welche die Delegationswahlen verhindern wollte, um Tisza und Lukacs zu stürzen, mit Polizeifäusten traktiert und aus dem Saale geschleppt. Darum wurden die Tags darauf in Budapest demonstrierenden Arbeiter mit Polizeisäbeln auseinandergetrieben. Der Hof braucht die Herren noch. Aber der berüchtigte Dank vom Hause Habsburg wird nicht ausbleiben: Auch Tisza und Lukacs werden ihren Fußtritt bekommen von „Wien“, und zwar früher, als sie ahnen. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß sie erst jüngst hohe Auszeichnungen erhielten. Im Gegenteil: sie sind dadurch erst recht gekennzeichnet und zum Falle reif erklärt worden. Denn mit seinem Herzen ist der Hof bei den Römischklerikalen, und die sind zum größten Teile auf der andern Seite, wo die Parteien der Zukunft sich befinden, die man durch den Klerikalismus korrumpieren und binden will.

Wie immer man die Dinge betrachten will: Eines steht fest: daß die Wahlreform der einzige Ausweg aus dem politischen Chaos ist, welches in Ungarn vorherrscht. Die alten Parteien haben in ihren wesentlichen Bestandteilen abgewirtschaftet, sind großen Teils diskreditiert und können kein regierungsfähiges Ministerium mehr bilden. So wie einst im polnischen Reichstag, haben auch im ungarischen die Junker den Parlamentarismus zugrunde gerichtet, weil sie ihre Interessen für die des Staates ausgaben. Neue Kräfte können nur aus dem Volke kommen, das um die Wahlreform kämpft.

S. K.

Politische Uebersicht.

Die Teuerung und die Industrie.

Die Wirkungen der Teuerung machen sich nicht mehr nur den unmittelbar Betroffenen bemerkbar, deren kleines Einkommen auch zur Bestreitung des Allernotwendigsten nicht ausreicht; sie gehen schon weit darüber hinaus und machen sich manchen Industriezweigen sehr unangenehm fühlbar. Das Berliner Industrieorgan „Die Textilwoche“ veröffentlicht mehrere Schreiben, die zeigen, wie die herrschende Teuerung die Kaufkraft schwächt, wodurch eine ganze Reihe Gewerbe großen Schaden erleidet. So schreibt eine Aachener Textilfirma:

„Die einfachen, die guten und besseren bürgerlichen und die meisten Beamtenfamilien müssen sich schon seit Jahr und Tag die denkbar größte Einschränkung auferlegen, um den Ansprüchen des täglichen Lebens einigermaßen gerecht zu werden. Da Mieten, Nahrungsmittel und sonstiger Unterhalt andauernd kostspieliger werden, greift die praktische Hausfrau zu dem Hilfsmittel, billigere Kleidungsstücke zu kaufen. Die Preislagen verschieben sich zusehends mehr und mehr nach unten. Eine neue nicht leichte große Aufgabe ist dadurch für solide Geschäfte entstanden: daß wir gute, moderne, haltbare Waren in Stoffen und Konfektion für wenig Geld liefern sollen. Man verlangt natürlich obendrein, daß diese billigen Artikel genau so viel vorstellen und ebenso lange halten sollen wie die früher zu zweimal und dreimal so hohen Preisen gekauften Gegenstände. Es wäre eine unendliche Wohltat für alle Bevölkerungsklassen (ausgenommen die oberen Zehntausend, die nicht zu rechnen brauchen), wenn etwas geschehen könnte, das dem glänzenden Elend zahlloser braver Leute wirksam Abhilfe schaffte.“

Hierzu bemerkt das Organ des christlichen Textilarbeiterverbandes:

„Es zeigt sich also, daß in den breiten Volksschichten bereits an der Kleidung gespart wird, und es ist klar, daß auch im Konsum anderer industrieller Erzeugnisse eine Einschränkung eintreten wird, wenn nicht die Lebensmittelteuerung abnimmt. Es ist sehr bedauerlich, daß die Regierung noch darüber den Mund nicht auftut, welche Maßnahmen sie zur Linderung der Teuerung und insbesondere der Fleischnot zu treffen gedenkt. Wenn unser deutsches Zollsystem einen derart starren Charakter hat, daß es nicht einmal in solchen Notzeiten Maßregeln zur Linderung derselben zuläßt, dann wird es den Anhängern dieses Systems immer schwerer gemacht, zu beweisen, daß wir es mit einem bewährten Wirtschaftssystem zu tun haben.“

Not bricht Eisen, und wie es scheint, lehrt der Hunger die christlichen Arbeiter sogar noch das Denken. Was die „Textilwoche“ schreibt, ist uns eine Bestätigung des Urteils, das wir Sozialdemokraten allzu oft über die Wirkungen der preußisch-deutschen Teuerungspolitik abgegeben haben. Das christliche Gewerkschaftsorgan ist nur sehr naiv, wenn es glaubt, daß solche überzeugenden Argumente die Befürworter der Teuerungspolitik veranlassen werden, mit der bisher betriebenen Wirtschaftspolitik zu brechen.

Solange die Junker, die Regierung, die Hochschutzzöllner und Lebensmittelverteuerer sehen, daß die hungernden christlich-nationalen Proletarier gegen die Teuerung nichts weiter als schwache Proteste auszubringen vermögen, so lange wird man sich um die Geschädigten erst recht nicht den Deut kümmern. Dem deutschen Wirtschaftssystem ist eben der starre Charakter aufgeprägt worden und es „bewährt“ sich dadurch, daß es die Kaufkraft schwächt und Not und Elend verbreitet. Aber es ist schon ein kleiner Fortschritt, wenn christliche Organe anfangen, an der von ihnen bisher so gepriesenen und der von ihnen gründlichst gestützten „bewährten Wirtschaftspolitik“ zu zweifeln.

Maßnahmen zur Linderung der Teuerung.

Der Stadtmagistrat Nürnbergs hat am Freitag beschlossen, mit dem Bezug von Fleisch und dessen Abgabe an die Konsumenten durch die Stadt einen Versuch zu machen. Es wurde mit den Vereinigten Schlachterinnungen eine Vereinbarung getroffen, wonach diese sich verpflichten, täglich 5 Zentner Ochsenfleisch von vollfleischigen, gemästeten Tieren bester Qualität in einen von der Stadt noch zu bestimmenden Verkaufsraum zu liefern. Das Fleisch muß zu 30 pZt. aus mageren Stücken, 40 pZt. aus Fleisch der Vorderviertel bestehen, der Rest darf aus Halsfleisch, Wadenstücken, dünnen Bauchlappen usw. bestehen. Es muß ferner in möglichst großen Stücken möglichst ladenfertig und, mit Ausnahme der Rippen und Zwerchstücke, vollständig ausgebeint, geliefert werden, und zwar in frischem, einwandfreiem Zustande. Der Knochenanteil darf niemals 20 pZt. überschreiten. Der Magistrat übernimmt täglich das Fleisch und läßt den Verkauf durch einen Angestellten auf städtische Rechnung besorgen. Innungsmitglieder, die wiederholt bei Lieferungen zu Beanstandungen Anlaß gegeben haben, können von der weiteren Lieferung ausgeschlossen werden. Streitigkeiten zwischen Lieferanten und der Stadt werden vor ein Schiedsgericht gebracht, das aus dem magistratischen Referenten, einem Amtstierarzt und einem Vertreter der Innung besteht. Die sozialdemokratischen Vertreter stimmten dieser Maßnahme zu, wobei jedoch betont wurde, daß sie sich davon keine wirksame Abhilfe des Notstandes versprechen. Die Hauptsache sei die Beseitigung unserer agrarischen Zollpolitik.

Es wurde auch die Frage wieder erörtert, ob landwirtschaftlichen Genossenschaften städtische Gelände zur Schweinezucht überlassen werden sollen, doch wurde die Sache nochmals zurückgestellt, um erst zu erwägen, ob es sich nicht empfiehlt, eine solche Züchterei dem bereits bestehenden landwirtschaftlichen Betrieb der städtischen Armenpflege anzugliedern.

In der Gothaer Stadtverordnetenversammlung hat Oberbürgermeister Liebetrau mitgeteilt, daß sich das Staatsministerium bereit erklärt hat, den Einfuhrzoll und die Fracht auf die Staatskasse zu übernehmen, falls die städtische Verwaltung ausländisches Fleisch oder Gefrierfleisch zur Abgabe an die minderbemittelten Kreise beziehen wolle. Der Stadtrat ist daraufhin mit der Fleischerinnung wegen der Einführung von Gefrierfleisch in Unterhandlungen getreten.

Das Zentrum und die preußische Wahlrechtsfrage.

Zur Wahlrechtsfrage in Preußen läßt sich die klerikale Zeitschrift „Historisch-politische Blätter“ wie folgt aus:

„Preußens Wahlrecht ist so reformbedürftig, daß eine Aenderung eintreten muß, wenn nicht mehr auf das Spiel gesetzt werden soll. Hartnäckiges Verschließen gegen alle Volkswünsche fördert den Umsturz und die Unzufriedenheit. Das heutige Dreiklassenwahlrecht fordert Hohn und Empörung heraus und kann nicht mehr gehalten werden, die geheime Wahl muß unbedingt gegeben werden, die direkte kann gegeben werden; das wären schon zwei Fortschritte, für welche stets eine Mehrheit da ist, wenn die Regierung will. Aber auch der plutokratische Charakter läßt sich schnell mildern; man lege auch für die Klasseneinteilung nur die wirklich gezahlten Staatssteuern zugrunde, man beschränke sogar die Summe auf M 2500 usw. Da lassen sich eine Reihe von Modalitäten denken, für die eine Mehrheit zu finden ist. Die Hauptsache ist, daß ein Fortschritt gegeben wird; über das Maß desselben wird man ja stets verschiedener Ansicht in den Parteien sein. Was die eine als Abschlagszahlung ansieht, ist der andern schon Höchstmaß; man wähle die goldene Mittellinie des Fortschritts ohne jede Verschlechterung, und es ist viel gewonnen. Wenn 1913 die Neuwahlen stattfinden ohne eine Reform, dann kann es doch Ueberraschungen aller Art geben. Ein kluger Staatsmann baut vor.“

Darin wollte das „Berl. Tagebl.“ ein Verdammungsurteil über die Zentrumspolitik in der preußischen Wahlrechtsfrage sehen, was die „Germania“ zu folgender Entgegnung veranlaßt: „Wir finden in diesen Ausführungen nichts weniger als ein „Verdammungsurteil“ über die Zentrumspolitik in der preußischen Wahlrechtsfrage, sondern vielmehr eine Zustimmung zu derselben. Das Zentrum steht bekanntlich auf dem prinzipiellen Standpunkt, daß das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Reichstagswahlrecht auf Preußen zu übertragen sei. Da aber dieses bei dem Widerspruch der Mehrheit des Landtags und der Regierung nicht zu erreichen ist, so wünscht es jedenfalls eine Verbesserung des bestehenden Wahlrechts nach dem in den Hist.-pol. Blättern ausgeführten Gedanken: „Die geheime Wahl muß unbedingt gegeben werden, die direkte Wahl kann gegeben werden.“ Die geheime Wahl wird hier als das Wichtigere, unbedingt zu Fordernde bezeichnet. Das hat auch die konservative Partei bezüglich der Wahlmännerwahlen konzediert, die direkte Wahl wollen aber weder Konservative noch Regierung zugeben, und schließlich kamen die Freikonservativen und Nationalliberalen, welche den plutokratischen Charakter des Wahlrechts, der durch die Stimmenzählung nach Urwahlbezirken gemildert war, durch Beseitigung dieser Milderung wieder verschärfen wollten. Daran scheiterte die Wahlrechtsreform.“

Die Berufung auf den prinzipiellen Standpunkt des Zentrums ist sehr unangebracht, denn das Zentrum hat das „Prinzip“ immer nur Prinzip sein lassen und niemals den Versuch gemacht, dem Prinzip zur Geltung zu verhelfen. Auch nicht bei der Beratung der Bethmann-Hollwegschen Wahlreformvorlage. Es ist richtig, daß Regierung und Konservative die direkte Wahl nicht wollten. Aber die Konservativen hatten keine Majorität und erst das Zentrum hat ihnen geholfen, eine Majorität zu bilden. Wenn das Zentrum auf die andere Seite getreten wäre, war eine Mehrheit für das direkte Wahlrecht vorhanden.

Der Vogtsbur.

[9]

Von

Heinrich Hansjakob.

Diese schöne Sitte ist mehr und mehr abgekommen, und es ist ein Fehler, daß die Geistlichen sie nicht wieder einzuführen suchen. Der Sinn dafür lebt in unserm Landvolk heute noch.

Mich baten, da ich noch Pfarrer am Bodensee war, mehr als einmal Leute, ihr neues Haus einzuweihen, und Brautleute, ihren Hausrat zu segnen. Ich tat es stets mit Freuden.

Da in dem damals gültigen Ritual nichts über derartige Segnungen zu finden war, nahm ich das alte Konstanzer, welches das römische ist, und fand darin die gewünschten Segens- und Gebetsformeln. Ich fand aber auch zu meiner großen Freude, wie eng die Kirche mit der Volkssitte verwachsen ist und wie sie diese hegte und pflegte durch viele, jetzt leider vergessene und vernachlässigte Segnungen.

Ich habe manche Stunde in jenem alten Ritual geblättert und die herrlichen Gebete bewundert, mit denen die Kirche den Bedürfnissen und Wünschen der Volksseele entgegenkommt.

Nur eines hab' ich bedauert, daß gerade jene dem Volke einst so lieben und werten Weihen und Segnungen von Häusern, Geräten, Tieren und Früchten nicht in der Sprache des Volkes gebetet wurden. —

Pfarrer in Wittichen-Kaltbrunn war zur Zeit, als der Franzenbur sein neues Haus einweihen lassen wollte, der Priester Josef Merz von Vöhrenbach, der 1824 auf eine andere Pfarrei kam und ein Jahr später bei einem Besuch in Wittichen einem Schlaganfall erlag und da starb, wo er zwanzig Jahre gewirkt hatte.

Es war ein schöner Herbstnachmittag, als dieser Pfarrer mit dem Sakristan das enge Waldtal von Kaltbrunn hinaufschritt, um das Leibgedinghaus des Franzenburen einzuweihen.

In der Tenne waren die Knechte des Hauses und der Stammhalter mit Dreschen beschäftigt. Während dieser Arbeit studierte der boshafte Egidi darüber nach, wie er die Weihe stören könnte.

Er spähte von Zeit zu Zeit von der Tenne aus auf die Talstraße, ob der Pfarrer nicht bald komme. Als er ihn endlich erblickte, stellte er den jüngsten Drescher — er hieß Andres und war ein braver, stiller Bursche — unter das Tennenloch und sagte ihm, er solle aufpassen, bis der Pfarrer die Weihe beginne, da er, der Egidi, auch zuschauen wolle.

Der Andres steckte den Kopf zum Loch hinaus und lauerte, hinter ihm der Egidi, auch spähend. Der Pfarrer hatte indes das neue Haus betreten und begann zu beten. In dem Augenblick will der Andres den Kopf zurückziehen und Meldung machen. Der Egidi aber schiebt ihm den inneren Laden des Tennenlochs bis an den Hals und hält so den Andres fest. Zu gleicher Zeit sticht er ihm mit dem Messer von hinten so ins Fleisch, daß er ganz erbärmlich zu schreien anfing und der gute Pfarrer vor lauter Geschrei seine eigenen Worte nimmer hörte. Er unterbrach seine Segnung, und der Bur und die Büre, welche andächtig angewohnt hatten, liefen davon, um zu schauen, was los sei. Sie glaubten an Mord und Totschlag. — Es stellte sich aber bloß ein boshafter Streich des Erbprinzen als Ursache des fürchterlichen Schreiens heraus.

Dieser Streich kostete dem Egidi die Herrschaft über den Franzenhof.

„Der gottlose Mensch wird Euch schön behandeln, wenn er Bur ist und Ihr sein Leibgedinger,“ sprach ernst der Pfarrer zum Franzenbur, als er nach der Weihe mit dem Sakristan, wie üblich, bei Schinken und Wein in der Stube saß.

„Wer die Religion verachtet,“ fuhr er fort, „der mißachtet auch Vater und Mutter.“

Der Franzenbur stimmte dem geistlichen Herrn zu, und dieser sprach noch weiter: „Wenn Ihr in Euern alten Tagen Ruhe und Frieden haben wollt, so macht den Egidi nicht zum Bur. Der ist und bleibt ein Taugenichts und war schon in der Schule und in der Christenlehre ein gottloser Bub.“

„Aber wem soll ich den Hof geben? Die andern Kinder sind alle versorgt,“ antwortete der Franzenbur.

„Ich weiß Euch einen Rat, Franzenbur“ gab der Pfarrer zurück, während er sich noch einen Schinkenschnitt langte; „gebt den Hof dem nächsten Nachbar, Eurem Schwiegersohn, unserm Vogt. Der ist ein braver Mann, und bei dem habt Ihr und Euer Weib gute Tage.“

„Dem Vogt?“ fragte etwas spöttisch der Bur. „Der hat ja keine Zeit, seinen eigenen Hof umzutreiben, kann also nicht zwei Höfe brauchen.“

„Aber die Gertrud,“ fiel der Pfarrer ein, „ist eine tüchtige Büre, und Ihr seid auch noch da; denn ohne zu schaffen, könnt Ihr doch nit leben. Und wenn der Vogt auch wenig daheim ist, tut er's seinen Mitmenschen zu lieb. Ihr dürft stolz auf einen solchen Schwiegersohn sein, der angesehen ist bei den Herren wie bei den Buren. Wenn er einmal beide Höfe beisammen hat, wird sein Ansehen noch wachsen, und er wird der größte Bur im ganzen Kinzigtal; der g'scheit'st ist er jetzt schon.“

So und anderes redete der Pfarrherr von Wittichen und gewann mehr und mehr den Sinn des Buren für seinen Vorschlag. Selbst Regine, die Büre, konnte und wollte heute ihren Liebling, den Egidi, nicht verteidigen; sie war eine gottesfürchtige Frau, und die neueste Tat des Jüngsten hatte sie empört. Mit großem, innerem Vergnügen aber hörte sie ihren Tochtermann loben.

Der Pfarrer wollte, da er gerade in der Nähe war, noch einen Kranken besuchen, droben in dem kleinen Waldtälchen, das vom Volk den schönen Namen „Grüßgott“ hat, und brach bald auf. Der Bur aber versprach, indes ein Pferd einzuspannen und bei der Rückkehr aus dem Grüßgott den „Herrn“ und seinen Diener hinabzuführen nach Wittichen.

Es war „kuhfinster“, wie die Kinzigtäler sagen, da der Franzenbur wieder heimfuhr und unterwegs nochmals über alles nachdachte, was der Pfarrer heute gesagt hatte.

Als er droben am Vogtshof angekommen war, sah er noch Licht in der Stube. Er hielt an und knallte mit der Peitsche.

Ein Schiebefenster öffnete sich und eine Stimme fragte: „Wer ist draußen?“ „Ich bin's,“ antwortete der Franzenbur.

„So, Ihr seid's, Vater!“ sprach jetzt die Büre, denn sie war es. „Ich habe Euch vorbeifahren sehen mit dem Pfarrer. Es ist schon alles im Bett bei uns, ich allein bin noch auf, ich will noch Anken (Schmalz) machen.“

„Ist der Andres daheim?“ fragte der Franzenbur.

„Ja, aber er liegt schon. Er war im Wald heut' und hat Holz vermessen und ist müde geworden.“

„Er soll morgen zu mir kommen. Ich hab' was mit ihm zu reden, was Wichtiges. Guat' Nacht, schlaf wohl!“ Mit diesen Worten trieb der Franzenbur sein Rößlein an, während die Tochter ihm nachrief: „Guat' Nacht, Vater, kommet guat heim. A schöne Gruß an d'Mutter, und i laß ihr au guat Nacht sagen. Den Andres will i morge schicke.“

Der Vogt war kein großer Liebhaber von Besuchen bei seinem „Schwervater“. Er ging diesem gerne aus dem Weg, weil er stets predigte, die Buren müßten bei ihren Höfen bleiben und da den ersten Knecht spielen; Gefälligkeits- und Herrendienste brächten kein Geld ins Haus und hielten keinen Hof im Stand.

Aber sein Weib, die Gertrud, redete ihm zu, ja zeitig zum Vater zu gehen, denn er habe gestern abend in einem so wohlwollenden Tone gesprochen, daß sie glaube, er habe nur Gutes im Sinn gegen ihren Andres.

Wahrscheinlich, so meinte sie weiter, handle es sich um den Egidi; der habe, wie gestern abend noch die Mägde heimgebracht, einen gottlosen Streich ausgeführt, da der Pfarrer das Leibgedinghaus eingeweiht. —

So bekam der Andres Mut und ging andern Tags talauf zum Franzenhof.

Zwei Stunden später kam er zurück; freudestrahlend und seiner Gertrud die Hand entgegenstreckend, rief er ihr zu: „Von heut an, Weible, bist Du nicht bloß Vögtin im Kaltbrunn, sondern auch die größte Bäuerin im ganzen Kinzigtal. Ich hab' eben dem Vater den Hof abgekauft um ein Schnupftabakgeld. Der Egidi wird ausgeschlossen, wie er's verdient, der Pfarrer hat's auch g'sagt und mir gut vorg'schafft.“

Es wird nie, weder in Stadt noch Land, ein Wibervolk weinen, wenn ihr Ansehen und ihre Macht mit der des Mannes steigt und Geld genug im Kasten ist. Drum begann auch die Gertrud zu strahlen bei dieser Nachricht; denn sie war stolz auf ihren Andres, weil sie ihn überall beliebt und angesehen wußte, und jetzt voll Freude, daß der Vater ihm auf einmal so wohl wollte und ihm den Hof gab.

„Aber, so will's der Vater,“ fuhr der Andres fort, „im Frühjahr müssen wir hinaufziehen auf den Franzenhof. Unser Haus ist alt und baufällig; das reiß ich nieder, und da Wald und Feld von beiden Höfen zusammenstoßen, haben wir dann ein Gut und ein Haus.“

Das war der Gertrud zweimal recht, wieder heim zu kommen und da Herrscherin zu werden, wo sie als Kind gelebt.

Das Frühjahr kam. Als der Schnee geschmolzen war und die ersten Schlüsselblumen auf den Matten blühten, hielten die Vogtsleute fröhlichen Auszug vom Vogtshof und fröhlichen Einzug in den Franzenhof, der ein statlich Ding war mit gewaltigem Hauptgebäude, neuem Leibgedinghaus und eigener Kapelle.

Die Zimmerleute und Maurer aber rissen den morschen Vogtshof nieder; doch da, wo er stund, heißt's heute noch im Volksmund „beim alte Haus“. —

Andreas I. war als Herr zweier großer Waldhöfe nach dem Geldwert unserer Tage ein halber Millionär, was für einen Bauer vor siebzig Jahren viel, recht viel besagen wollte.

Es regierte sein Vogtsstab die Gemeinde, sein Ansehen blühte in den Tälern und auf den Bergen weithin, und seine Flöße beherrschten den Kaltbrunner Bach.

Der Egidi oder, wie er nach dem Hof seines Vaters hieß, der Franzegidi wurde später ein Taglöhner und hatte ein kleines Gütchen am waldigen Eichberg, unweit vom Fürsten vom Teufelstein, während sein Schwager ein großer Bauernfürst geworden war, nachdem auch Egidis Fürstentum ihm zugefallen.

Der Franzegedi kam aber auch um dieses Gütlein und wurde in seinen alten Tagen ein so armer Mann, daß er von der Gemeinde Kinzigtal, in die der Heuwich und der Eichberg gehören, von Hof zu Hof und von Hütte zu Hütte umgeäzt werden mußte.

Heutzutag tut man derartige Arme in Kreisanstalten, wo sie fern der Heimat ein kärgliches, wehmutsvolles Leben führen.

Früher war diese Versorgung ertsarmer Menschen eine weit gefühl- und gemütvollere. Sie wurden „im Reihen“ verpflegt oder, wie es noch öfter hieß, „umgehalten“, d. h. jeder Bauer und jeder Taglöhner mußte der armen Person je nach der Größe seines Hofes oder Gütchens von einem Tag bis zu einem Monat Kost und Obdach geben.

Der arme Mensch arbeitete den Kostleuten, was er konnte, und wenn es nur das Hüten kleiner Kinder war. Er aß und trank dafür mit ihnen am Tisch und ward in alleweg gehalten wie ein Glied der Familie.

Dabei war er in seiner lieben Heimat und drum ein zu-